

Im nassen Sand der Junge. Hingspült wie ein Armvoll Seetang. Bäuchlings, die Füsse auswärts gestellt. Die Arme hoch über dem Kopf, die Hände zu Fäusten geballt. Die rechte Gesichtshälfte nach oben gerichtet, das Auge wie in grossem Staunen weit offen. Das gelbe Haar ein Fächer auf dem grauen Sand.

Im gehetzten Lauf über die Düne nimmt sie das plötzliche Verstummen aller Umgebungsgeräusche wahr. In ihrem Kopf droht das Meer. Stumme Wasserwände nähern sich, gleiten zurück. Eine schmale Gischtspur bleibt liegen. Band aus weisser Spitze. Möwen wie übergrosse Wattebäusche öffnen und schliessen tonlos ihre Schnäbel. Sie spurtet durch die sengende Stille. Das Haar klebt am Kopf, das Herz schlägt hoch im Hals. Als sie sich der Stelle mit der dunkel hingestreckten Gestalt nähert, beginnt sie mit den Armen um sich zu schlagen wie ein wild gewordenes Tier. Gaffer weichen zurück. Mit letzter Kraft torkelt sie heran. Bleibt schwer atmend stehen. Presst die Hände auf die Ohren. Ein markerschütternder Schrei schneidet die Hitze. Die Frau strauchelt über ihre Füsse und fällt.

Als ihre Atemzüge weicher werden, hebt die Frau mit Anstrengung den Kopf, wischt sich mit der Handkante Sand aus Augen und Mund und schaut um sich. Ihr verlorener Blick findet das Kind. Sie robbt auf allen Vieren auf es zu, setzt sich hin und zieht es in ihre Arme, bettet seinen Kopf an ihre Brust, streichelt sein Gesicht, sein Haar. Wiegt es sanft hin und her. In ihrem Kopf das Meer jetzt tosend, sie singt dagegen an. Singt mit leisem Wimmern die immer gleiche kleine Melodie des alten Kinderliedes. Lässt die Töne nicht abbrechen. Jemand berührt sie leicht an der Schulter, deutet auf das Sanitätsauto, das in geringer Entfernung am Strand parkiert ist. Sie reagiert nicht. Als ein dunkel Uniformierter sich vor ihr aufpflanzt, schliesst sie die Augen. Einige Gaffer tippen sich an die Stirn, schütteln den Kopf. Ein Auto rollt im Sand aus, eine ältere Frau nimmt den Arztkoffer vom Rücksitz und kommt auf die Menschengruppe zu, die sie stumm passieren lässt. An der Seite der schaukelnden Gestalt kniet sie nieder, sucht vergeblich den Blick der summenden Frau, die ihre Augen immer noch geschlossen hält. Die Ärztin greift nach dem Puls des Jungen, bittet um einen Sonnenschirm, um Wasser. Die Frau öffnet die Augen, sieht das lautlose Auf und Zu der Lippen der Ärztin. Ein Fisch aus dem Kopfmeer, denkt sie und hält den Jungen fest in den Armen. Nur nicht loslassen, denkt sie, nicht loslassen und wundert sich darüber, wie hoch die Wellen gehen in ihrem Kopf. Wie heftig sie anklatzen an die Schädeldauern. Jemand hat den Sonnenschirm installiert, einen Becher Wasser gebracht. Hören Sie mich?, fragt die Ärztin und hält der Frau den Becher hin, die durch sie hindurchschaut, sich leise summend mit dem Kind im Arm auf ihre rechte Seite rollt, den lärmenden Kopf in den Sand legt. Ihn ein wenig ingräbt, eine kleine Vertiefung aushöhlt, damit das Tosen versickern kann und es endlich still wird in ihr. Sie hält den Körper des Jungen dicht umschlungen, als wollte sie ihn wärmen. Das leichte Sommerkleid ist hochgerutscht über den muskulösen Beinen. Unter der linken Achsel ein dunkler Schweißfleck. Die Frau summt das Lied in den duftenden Nacken. In das nassgelbe Haar.

In hohem Tempo nähert sich ein Auto. Ein hochgewachsener Mann steigt aus, beschattet mit einer Hand seine Augen und starrt auf die Szene. Plötzlich krümmt er sich zusammen, würgt, stöhnt auf und läuft dann wie gehetzt hin und her. Bleibt nach einer Weile stehen und schaut auf den vor- und zurückschaukelnden Körper der Frau, auf das Kind in ihren Armen. Er hört ihr Singen. Erkennt das Lied. Sinkt langsam in die Knie und vergräbt den Kopf in beiden Armen, von lautem, wehem Schluchzen geschüttelt, das bald das wimmernde Singen der Frau übertönt. Als es abebbt, viel später, richtet

der Mann sich langsam auf und geht mit schwerfälligem Schritt auf die liegenden Gestalten zu. Einen Moment steht er breitbeinig, verankert seine Füße in den Turnschuhen im feuchten Sand, zögert, schaut und wirft sich dann unvermittelt und mit einem dumpfen Wehlaut hinter ihnen zu Boden, presst sich in seiner ganzen Länge an den Rücken seiner Frau, umschlingt beide, Frau und Kind mit den Armen und hält sie alle fest.

Wenn er durch den langen Flur schreitet, immer mittwochs, immer um zwei, hört er ihre helle Stimme schon von weitem. Mit einem Lächeln wendet sie sich ihm zu, er drückt ihre Hand, lächelt zurück und stellt die Blumen in eine Vase. Meist bleibt er eine Stunde, sie sitzen Seite an Seite, schauen in den Park. Manchmal stimmt er leise summend in das Lied ein.

## Laudatio zum Siegertext „Immer mittwochs“ von Barbara Rindisbacher

Ganz unvermittelt werden wir mit der Ausgangssituation dieser Geschichte konfrontiert: Ein Junge, vom Meer an den Strand gespült. „Wie ein Armvoll Seetang“ schreibt die Autorin Barbara Rindisbacher. Bald wird klar: Der Junge ist ertrunken. Die Perspektive ändert sich und die Aufmerksamkeit wird vom Jungen weg zu seiner Mutter gelenkt, die über eine Düne zur Unglücksstelle hastet und in Anbetracht ihres toten Sohnes verzweifelt zusammenbricht. In dieser Passage gelingt es der Autorin, die Wahrnehmung der Mutter so überzeugend zu schildern, dass man sich unweigerlich in die Szene hineingezogen fühlt. Sie bedient sich dabei ungewohnter Bilder, die eine lebendige und zugleich poetische Wirklichkeit entstehen lassen. So vergleicht sie beispielsweise die Möwen mit „übergrossen Wattebäuschen, die tonlos ihre Schnäbel öffnen und schliessen“ oder erzeugt mit der neuartigen Wortkombination der „sengenden Stille“ eine irritierende Atmosphäre.

Das anschliessende Eintreffen der Ärztin an der Unfallstelle wird weiterhin aus der Perspektive der Mutter erzählt und erscheint dem Leser unwirklich und wie durch einen Schleier. Auch diese Passage ist äusserst einfühlsam und plausibel gestaltet. Durch die Reaktion des zutiefst erschütterten Vaters, der erst später dazustösst, erreicht die Geschichte ihren dramatischen Höhepunkt. Die Szene endet mit dem starken Bild der am Boden liegenden Familie, bei welcher der Vater die Mutter mit dem Kind auf dem Schooss umschlingt und festhält.

Danach folgt ein Bruch und die Szene verschiebt sich an einen anderen Ort und in eine andere Zeit. Wahrscheinlich handelt es sich um eine psychiatrische Klinik, in der der Mann seine Frau besucht. Der Leser erfährt von den regelmässigen Besuchen des Mannes und von den Blumen, die er seiner Frau mitbringt. Diese sitzt auf dem Bett und singt immer und immer wieder das Kinderlied, das sie für ihren Sohn zu singen pflegte. Durch die Beschreibung des Mannes, der an ihrer Seite sitzt und manchmal sogar in das Lied einstimmt, lässt einen die Geschichte jedoch nicht nur mit einem schmerzlichen Gefühl zurück. Denn mit sehr einfachen Mitteln wird die Fürsorge und Zuneigung zweier Menschen dargestellt, die versuchen, sich in einer Zeit von Trauer und Verlorenheit zurechtzufinden.

Es ist eine traurige Geschichte, die Barbara Rindisbacher erzählt. Eine Geschichte von Verlust, Verzweiflung und Schmerz, die jemanden an den Rand des Wahnsinns treiben. Für ihre Schilderungen wählt sie dabei sorgfältig Details aus, die sich zu einem plastischen Bild zusammenfügen. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die wechselnden Erzählperspektiven, die das Geschehen von verschiedenen Seiten beleuchten. Der Spannungsbogen erreicht kurz vor Schluss seinen Höhepunkt, um dann in einem letzten, schlichten Abschnitt seinen Abschluss zu finden. Zudem entsteht durch die variantenreiche Syntax ein Rhythmus, der einen Sog entwickelt, die Geschichte vorwärts treibt und ihr auch mit stilistischen Mitteln eine grosse Dringlichkeit verleiht.

Wir gratulieren Barbara Rindisbacher herzlich zum ersten Platz des Schreibwettbewerbs.